

Elfriede Jelineks Theaterstück über die Opfer der sexuellen Übergriffe im Österreichischen Skiverband SEITE 28

Das New Yorker Metropolitan Museum of Art geht dem Bedürfnis nach Klunkern auf den Grund SEITE 29



Das verschafft doch augenblicklich Heimatgefühl: Dächerlandschaft in Paris.

BERTRAND GARDEL / ALAMY

Nach Hause kommen

Wir verändern das Stadtbild dauernd, aber es verändert auch uns. Wo und wie wir leben, prägt uns. Von Martin R. Dean

An einem unfreundlich kalten Novembertag kommt ein Flüchtling vor das reiche Schweizer Städtchen Goldach. Er hat nur einen alten Fingerhut bei sich, und statt eines ordentlichen Mittagessens muss er sich mit Schneeflocken begnügen. Nähert er sich einem der Häuser, betrachten ihn die Leute mit Verwunderung und gehen auf Distanz.

Wie präsentiert sich ihm das Städtchen Goldach? Es besteht «aus schönen, festgebauten Häusern, die mit steinernen oder gemalten Sinnbildern geziert und mit einem Namen versehen» sind. Ein Haus heisst da Zum Schwert, ein anderes Zum Eisenhut, wieder ein anderes Zur Wasserfrau oder Zum Paradiesvogel. An den Häusern werden die Sitten und Gebräuche der vorherigen Jahrhunderte erinnert. An Gebäuden aus der Aufklärungszeit prangen Begriffe wie Zur Redlichkeit, Zur Bürgertugend oder Zur Verfassung. Die Goldacher, das wird dem eingeschüchterten Ankömmling klar, sind stolz auf ihre Herkunft. Wie soll der Wanderer hier heimisch werden?

Aber wir sind in Gottfried Kellers Seldwyler Novelle «Kleider machen Leute», die eben auch ein Märchen ist. Der Passant heisst Wenzel Strapinski und ist ein Wirtschaftsflüchtling aus Polen. Sein einziges Hab und Gut ist sein schwarzsamter Radmantel, dank dem man ihn für einen reichen Grafen hält und überschwänglich aufnimmt. «Mit ganz anderer Miene aber besah er sich die Stadt, als wenn er um Arbeit darin ausgegangen wäre», schreibt Keller nicht ohne Ironie. Nun muss Wenzel sein Glück machen, heiraten und Erfolg haben, um ein richtiger Goldacher werden zu können. Er muss, das macht Kellers schlichter Erzähltrick der Verwechslung deutlich, ein anderer werden, seine angestammte Identität ein Stück weit mitnehmen und gleichzeitig aufgeben, um am neuen Ort anzukommen. So will es das Assimilationsgebot des

19. Jahrhunderts, das auch schon ein Jahrhundert der Migration war.

Wie aber müsste Goldach gebaut sein, um den Zuziehenden wie den Einheimischen eine Identität zu geben, die sie in die Zukunft führt? Denn um 1860 hat das Goldacher Bürgertum zwar eine liberale Revolution hinter sich, aber seine Zukunft besteht nur noch in der Verwaltung seiner Tüchtigkeit und im Erwerb humanistischer Bildung.

Vor einer Zeitenwende

Kann die Architektur überhaupt «Heimat» stiften? Seit Frischs Rede «Die Schweiz als Heimat?» nimmt man das Wort ungen in den Mund, man beisst, wie schon Frisch, «auf Anführungszeichen». Dennoch war der deutsche Pavillon der Architekturbiennale 2016 in Venedig mit der kühnen wie verzweifelten Überschrift «Making Heimat. Germany, Arrival Country» versehen. Die durchbrochenen Wände des Pavillons signalisierten die Ankunft der Flüchtlinge. Doch für eine dauerhafte Ästhetik des Seins in einer mobilen Gesellschaft gab dies noch keine Anhaltspunkte.

Offensichtlich stehen wir an einer Zeitenwende. Digitalisierung, Migration und Klimawandel erzeugen eine Verunsicherung, die auch als «Heimatlosigkeit» erlebt wird. Es ist nicht sicher, dass das, was wir Vergangenheit nennen, den Sprung in die Zukunft übersteht. Darf man der Architektur die Frage aufgeben, wie viel Tradition weitergetragen werden soll? Kann ausgerechnet von der Architektur das Widerständige, also Praktiken der Konservierung und Archivierung, verlangt werden?

«Schöpferisches Nachbauen», so hiess die umstrittene Neukonzeption des historischen Viertels in Frankfurts Altstadt. Der Versuch, mittelalterliche Gebäulichkeiten wieder aufzubauen, droht jedoch zu einer Art Disneyland zu wer-

den, weil er die Brüche der Geschichte nicht sichtbar machen kann. Denn die Kunst, auch die Architektur, ist das Gegenteil von Traumkitsch. «Was wir Kunst nannten, beginnt erst zwei Meter vom Körper entfernt. Nun aber rückt im Kitsch die Dingwelt auf den Menschen zu», schreibt Walter Benjamin.

Das Bedürfnis, in Formen zu wohnen, welche die eigene Geschichte spiegeln und darstellen, hat in der Architektur zu einigen bedenkenswerten Experimenten geführt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es den aus dem Jugendstil entwickelten Versuch zum «organischen Bauen». In meiner Nachbarschaft, in Dornach, entstanden um das Goetheanum gruppierte Beispiele für das, was der Anthroposoph Rudolf Steiner unter menschengerechtem Wohnen verstand. Der Häuserbau sollte den Gesetzmässigkeiten der Naturformen entsprechen.

Gehe ich heute durch Dornach, überfällt mich jedoch das Gefühl, an einem Ort zu sein, der gänzlich aus der Zeit gefallen ist. Zukunft ist hier nicht zu finden. Das Dörfchen reproduziert jenes Rausende, das Steiners Theorie innewohnt. Der Hang zur Idylle, selbst im Monumentalen, ist nie weit von jenem Kitsch entfernt, den Benjamin beklagte.

Ein Ort, der in mir Heimatgefühl weckt, weil ich ihn unzählige Male besucht habe, ist Paris. Nicht das Paris des Eiffelturms, aber das der Strassenpoller, der Signalisation, der Sandsteinfassaden und Bleidächer. Heimatgefühl verspüre ich da nicht wegen des Arc de Triomphe, sondern wegen der Briefkästen, der Bushaltestellen, der Metroeingänge und Strassenamen. «Die kleinen Objekte des Stadtraums», schreibt Vittorio Lampugnani, «sind Mikroarchitekturen und Baudetails, die alle konzipiert, entworfen, gezeichnet, hergestellt und benutzt worden sind. Davon erzählen sie, sobald man sie genauer betrachtet: Sie haben ihre eigene Geschichte.»

Eine Stadt ist wie ein Blätterteig, der unterschiedliche Zeitschichten in- und aufeinanderstapelt. Zu Hause bin ich in Städten, die das Historische in Nischen und Falten bewahren, wo aber auch immer neue Bauten dazukommen, die in die Zukunft ragen. Womöglich bin ich ein Melancholiker, aber Orte ohne Spuren der Vergangenheit behagen mir nicht. Wie gute Literatur sich in vergangene Literatur eingräbt, so nehmen Mikroarchitekturen Spurenelemente der Vergangenheit in sich auf. Zukunft, die ohne den Gärstoff Vergangenheit gewonnen ist, schmeckt säuerlich. Satellitenstädte, futuristische Entwürfe. Sie altern schneller, als die Zeit vergeht.

Das urbane Dazwischen

Die gegenwärtige Urbanität steht weitgehend im Dienst ästhetischer Ökonomie. Zu dieser Ökonomie gehört: Innenstädte sollen Aufenthaltsräume sein, Einkaufshallen werden zu Erlebniswelten. Aber im Konsum kann man nicht wohnen. Seine Ökonomie ist auf die Dauer defizitär, weil sie keine nachhaltige Bedürfnisbefriedigung bietet. Gefragt dagegen sind Orte, an denen man sich erkennt: Gebäude, Brücken, Plätze, die eine unverwechselbare Identität ausstrahlen. Architektur kann hier zum Heilmittel gegen die Anonymisierung werden. Wie viel Historisches und wie viel Zukünftiges sie aufnimmt, ist keine quantitative, sondern eine qualitative Frage und abhängig vom Kontext.

Um der Anonymisierung und Verrohung entgegenzutreten, müssten aber auch die Zwischenstädte, der Siedlungsbrei, endlich in den Blick genommen werden. Früher besaßen Dörfer ein Zentrum, wo ein Platz oder eine Kirche das Bild prägte. Absehbar ist, dass in Zukunft die Identität einer Gegend stärker durch die Zwischenräume bestimmt wird. In diesem Sinne schlägt der franzö-

sische Philosoph François Jullien vor, kulturelle Identität als «Abstand», als «Zwischenraum», und nicht als fixe Entität zu beschreiben. Die prinzipielle Offenheit der Zwischenstädte ermöglicht es, diese Definition aufzunehmen und die kulturelle Identität den Bedürfnissen der Ankommenden wie der Einheimischen anzupassen.

Zwanzig Jahre nach Wenzel Strapinski in «Kleider machen Leute» lässt Gottfried Keller den Kaufmann und Romanhelden Martin Salander nach langer Abwesenheit in seine Stadt zurückkehren. Nicht nur die Stadt, auch er ist nun ein anderer geworden. Wie ein Fremder stolpert er durch die veränderte Stadtarchitektur, bis er endlich doch angenehm überrascht wird, «als er unvermerkt, um eine Ecke bieugend, sich in einen Häuserwinkel versetzt fand, den er augenblicklich an seiner verjährt ländlichen Bauart wiedererkannte».

Seit über dreissig Jahren lebe ich im Basler St.-Johann-Quartier, in dem Altes und Neues ineinander übergehen. Dass ich hier zu Hause bin, merke ich daran, dass ich bei jeder Rückkehr von Erinnerungen heimgesucht werde. Es gibt hier ein Forschungszentrum, Fitnessstudios, türkisches, tamilisches und einheimisches Gewerbe, Wohnungen für Alteingesessene wie für Expats. Werfe ich, aus dieser gelungenen Hybridität, einen Blick über den Rhein, sehe ich zwei Hochhausbauten, welche die mittelalterliche Stadtsilhouette in die Zukunft tragen. Diese Schichtung unterschiedlicher Epochen entspricht uns Zeitgenossen, die wir ja auch immer wieder andere werden müssen, um irgendwo anzukommen.

Der Schriftsteller Martin R. Dean lebt in Basel. Sein Essayband «Verbeugung vor Spiegeln» erschien 2015 beim Verlag Jung und Jung. Im Frühjahr 2019 erscheint ebenda sein Roman «Warum wir zusammen sind».